

Laudatio auf Wladimir Woinowitsch
aus Anlass der Verleihung
des Lew Kopelew-Preises
für Frieden und Menschenrechte
am 22. Mai 2016 in Köln

Verehrte Gäste,
lieber Wladimir Woinowitsch!

An einem heißen Junitag im Jahre 1976 versammelte sich auf dem Friedhof des idyllischen Schriftstellerdörfchens Peredelkino bei Moskau eine Gruppe Männer und Frauen, um Ihren Freund und Kollegen Konstantin Bogatyryjow zu Grabe zu tragen. Nobelpreisträger Boris Pasternak hatte große Stücke auf den Germanisten und Übersetzer gehalten, dessen Rilke-Nachdichtungen als feinste Poesie gepriesen wurden.

Unter den Trauernden befanden sich neben dem Friedensnobelpreisträger Andrej Sacharow vornehmlich Vertreter der Literatur wie Lidija Tschukowskaja, Bella Achmadulina, Wassilij Aksjonow, Jewgenij Jewtuschenko und unser Preisträger in spe Wladimir Woinowitsch

Konstantin Bogatyryjow war brutal ermordet worden. Seine Frau hatte ihn mit eingeschlagenem Schädel vor der Wohnungstür gefunden. Wer war der Täter? Oder waren es mehrere? Als die Polizei nichts herausfand, verdichtete sich der Verdacht, der sowjetische Geheimdienst könnte hinter der grausamen Tat gesteckt haben. Die unübersehbare Präsenz des KGB auf dem Friedhof sprach nicht gegen die Vermutung.

Konstantin Bogatyryjow war ein friedfertiger Mensch. Aus seiner Ablehnung des kommunistischen Systems hatte er allerdings nie ein Hehl gemacht. Unter Stalin war er erst zum Tode, dann zu 25 Jahren Gefängnis verurteilt worden. Für nichts!

Die Trauernden würdigten einer nach dem anderen Konstantin Bogatyrjow als feinsinnigen, charaktervollen Menschen und beklagten seine brutale Ermordung. Wladimir Woinowitsch ließ es dabei nicht bewenden. In Ioderndem Zorn schleuderte er den KGB-Leuten, die – bewaffnet mit Kameras – das Geschehen auf dem Friedhof verfolgten, seine Anklage in ihre Gesichter: das Todesurteil, das unter Stalin ausgesprochen worden sei, hätten sie an Konstantin Bogatyrjow nun vollstreckt.

Den Anwesenden stockte der Atem. Würde sich die sowjetische Staatsmacht, würde sich der allmächtige Geheimdienst, den öffentlich vorgetragenen Mordvorwurf gefallen lassen? Musste nun auch Wladimir Woinowitsch um sein Leben fürchten? Er war ohnehin schon Repressionen ausgesetzt. Schutz genoss er keinen. Doch selbst Lebensgefahr konnte ihn nicht davon abhalten, Unrecht zu nennen, was Unrecht war.

Wladimir Woinowitsch hat es jedweder Obrigkeit nicht leicht gemacht, sich auch nicht. Wenn es um Menschenrechte ging, waren mit ihm keine Kompromisse zu machen. Das gilt bis heute. „Ich bin nicht auf Konflikte mit der Macht aus. Ich beschäftige mich nicht gerne mit Politik. Aber es gibt Dinge, die mich einfach nicht ruhig schlafen lassen. Wenn ich sehe, dass erst Schriftsteller wie Sinjawski und Daniél eingesperrt werden, dann Ginsburg und Galanskow, danach Bukowski.

Dagegen nicht zu protestieren, das kann ich einfach nicht.“

Dies sagte er 1975 gegenüber der ZEIT, als es um seine Existenz und Sicherheit besonders schlecht stand. Die sowjetische Staatsmacht wollte ihm durch Ausschluss aus dem Schriftstellerverband, durch Veröffentlichungsverbote und Schikanen das Leben unerträglich machen, aber er ließ sich nicht klein kriegen. Wenn man sein Leben Revue passieren lässt, dann ist es geprägt von ständigem Kampf gegen eine Übermacht; besonders in den ersten fünf Jahrzehnten.

Das an Auf und Abs reiche Leben von Wladimir Woinowitsch kann ich nur in groben Zügen zusammenfassen. Geboren wurde er 1932 in Tadschikistan, damals Sowjetrepublik. Unbeschwert war seine Kindheit nicht. Der Vater, von Beruf Journalist, wurde wie Millionen andere Sowjetbürger Opfer des Stalinschen Terrors. Er wurde verhaftet und kam erst zum Kriegsbeginn wieder frei, als jeder Mann an der Front gebraucht wurde. Die Mutter, eine Mathematiklehrerin, musste sich allein mit ihren Kindern durchschlagen.

Ihr Sohn Wladimir wurde Tischler. Bei Militär arbeitete er als Flugzeugmechaniker. Aber er hatte andere Träume. Er wollte Geschichten und Gedichte schreiben. Seine Bewerbungen beim Literatur-Institut fanden keine Gnade. Er wollte nach Moskau. Auch das wurde ihm schwer gemacht. So ging das über Jahre. Ein Hungerleben!

Dann klappte es doch. Er landete beim Rundfunk. Vielseitig begabt wie er war, schrieb er 1960 auf Bestellung im Handumdrehen ein Lied auf die Kosmonauten Nikolajew und Popowitsch. Es wurde ein Ohrwurm, fast eine Hymne der Kosmonauten. Sie sangen sie, wenn sie ins Weltall flogen. „Ja verju, drusja – Karawány rakét – pomtschát nas vperjód – at swedy do swesdy.“ Auf Deutsch könnten die Zeilen so lauten: „Ich glaube, Freunde – in Karawanen von Raketen – werden wir vorwärtsrasen – von Stern zu Stern.“

Selbst der allmächtige Parteichef Nikita Chruschtschow konnte nicht umhin, auf den Zinnen des Lenin-Mausoleums die Verse von Wladimir Woinowitsch zu singen, als er die aus dem Weltall zurückgekehrten Kosmonauten Nikolajew und Popowitsch auf dem Roten Platz in Moskau feierlich begrüßte.

Es sah wie ein Durchbruch aus, zumal gleichzeitig die angesehene Literaturzeitschrift „Nowij Mir“ eine Erzählung von

Wladimir Woinowitsch abdruckte. Politisch hatte Tauwetter eingesetzt. Vieles vorher Unmögliche wurde möglich; so die Aufnahme unseres unverzagten Jungliteraten im Schriftstellerverband.

Auch bei „Nowij Mir“ lief es. Die Zeitschrift veröffentlichte zwei weitere Erzählungen, in denen Woinowitsch sich mit Elan und Witz über Korruption und Pfuscher im Bauwesen hermachte. Dem Publikum gefiel die ungewohnte Offenheit, der politischen Führung hingegen nicht. Sie sah das kommunistische System verunglimpft, was die gelenkte Presse prompt zu massiver Kritik an dem Schriftsteller veranlasste. Vorbei war es mit dem kurzen Höhenflug. Wladimir Woinowitsch stürzte steil ab in offizielle Ungnade.

Schikanen setzten ein. Sie wurden mehr, und sie wurden bedrohlicher. Mit einer größeren Wohnung konnte er nicht mehr rechnen, mit Veröffentlichungen seiner Arbeiten auch nicht. Seine Bücher verschwanden aus den Regalen. Aufträge für Film-Drehbücher wurden zurückgezogen, neue nicht angenommen. Selbst im Theater – ein von der Bevölkerung geschätzter Winkel, in dem hier und da Kritisches möglich war – hatte er keine Chance.

In dieser Zeit begann er „Die denkwürdigen Abenteuer des Soldaten Iwan Tschonkin“ zu schreiben, die als Schelmenroman in einem Atemzug mit dem Weltbestseller „Schwejk“ von Jaroslav Hasek genannt wurden. In der Sowjetunion fand sich dafür kein Verlag. So gingen die Seiten als Samisdat, im Selbstdruck, von Hand zu Hand. Die Leser amüsierten sich köstlich.

Eines Tages wurde doch ein Kapitel gedruckt, aber nicht in Moskau, sondern in Frankfurt am Main. Wladimir Woinowitsch hatte davon nichts gewusst und auch keine Freigabe erteilt. Trotzdem bekam er nun in Moskau enorme Schwierigkeiten. Da er weiter in Offenen Briefen für bedrängte Künstler und die

Meinungsfreiheit eingetreten war, hatte ihn der auf Parteilinie getrimmte Schriftstellerverband ohnehin auf dem Kieker.

Vom Vorstand wurde er zur Aussprache vorgeladen. Sein Verhalten sollte hinterfragt werden. Woinowitsch lehnte die Vorladung ab. Er wolle nur kommen, teilte er mit, wenn zuerst das Verhalten des Schriftstellerverbandes diskutiert würde. Daraufhin tat der Schriftstellerverband, was er ohnehin vorhatte: er schloss den widerborstigen Woinowitsch aus.

Den Simpel Tschonkin konnten die Sowjet-Funktionäre hingegen nicht mehr stoppen. Der Roman war inzwischen vollständig in den Westen gelangt und machte – in 25 Sprachen übersetzt – weltweit Karriere. Aber warum hatte Wladimir Woinowitsch ausgerechnet eine Witzfigur zum Helden seines Romans gemacht?

Listig stellte er sich diese Frage selbst. „Hätte ich als Autor nicht einen echten mannhaften Krieger aus dem Leben herausgreifen können, einen hochgewachsenen und disziplinierten Soldaten, der bei der militärischen wie bei der politischen Ausbildung ganz vorne liegt? Ja, ich hätte es gekonnt. Doch es ist mir nicht gelungen. Die Guten und vor allem die Besten waren schon vergriffen. Da musste ich mich an Tschonkin halten.“

Und wie war nun dieser Iwan Tschonkin? Darüber lässt Woinowitsch in seinem Roman ein Militärzeugnis nüchtern Auskunft geben. „Infolge seiner niedrigen Gesamtbildung und seines engen Horizonts verhielt er sich im Politunterricht stets passiv. Er schrieb niemals mit und kannte sich in den Fragen der aktuellen Politik sowie der Theorie des wissenschaftlichen Kommunismus nur höchst unzureichend aus. Der Übernahme freiwilliger Verpflichtungen hat er sich immer zu entziehen gewusst. Politisch ausgewogen, moralisch standfest.“

Während die Feuilletons im Westen seinen Roman als brillante Groteske und als eine der ganz großen Satiren der Weltliteratur

feierten, wurde die Luft für Wladimir Woinowitsch in Moskau immer dünner.

In dieser Zeit – es war Mitte der 70er Jahre - lernte ich ihn durch seinen Freund Lew Kopelew kennen. Ich begegnete einem Mann, dessen freundliche Offenheit, hintergründiger Humor und spürbare Willensstärke mich gleich für ihn einnahmen. Er ließ sich nicht anmerken, ob und wie ihn die staatlichen Piesackereien nervten, wie das Kappen der Post- und Telefonverbindung. Über das, was ihm und seiner Familie angetan wurde, ging er sarkastisch und souverän hinweg.

Obwohl ich Moskau 1977 verließ, verlor ich ihn nicht aus den Augen. Ich bekam mit, dass er mit anderen kritischen Künstlern an einem Samisdat-Almanach mitwirkte. Mit Sorge vernahm ich, dass sich seine Lage weiter verschlechterte. Von einem Vergiftungsversuch hörte ich und war erleichtert, als er 1980 mit seiner Familie nach Deutschland offiziell ausreisen konnte oder musste, weil man ihn loswerden wollte.

Auf Einladung der Bayerischen Akademie der Künste gingen die Woinowitschs nach München, wo sie sich gut aufgehoben fühlten. Stoff zum Schreiben fand der Satiriker auch dort. Die deutsche Bürokratie war ihm dabei behilflich, wie sich beim Gespräch in der Ausländerbehörde herausstellte.

Beamter: „Warum haben Sie einen sowjetischen Pass?“

Woinowitsch: „Ich bin offiziell ausgereist.“

Beamter: „Aber Sie sind doch Dissident.“

Woinowitsch: „Ja!“

Beamter: „Dann können Sie keinen Pass haben. Dissidenten kommen ohne Pass.“

Woinowitsch: „Aber ich habe nun mal den Pass.“

Beamter: „Dann können Sie kein Dissident sein. Was sind Sie?“

Woinowitsch: „Ich bin Schriftsteller.“

Zum Beweis legte er die Urkunde der Bayerischen Akademie vor. Das genügte. Das Dokument hatte den Beamten sofort überzeugt.

Auch im Westen blieb Wladimir Woinowitsch seinen Prinzipien treu. Er ließ sich nicht vereinnahmen, was er bei seinen Auftritten nicht verheimlichte. Die Menschen sollten wissen, wie sie mit ihm dran waren. „Ich wurde in Moskau aus dem Schriftstellerverband ausgeschlossen, weil ich in den Augen der Funktionäre ein Dissident war. Im Westen möchte man, dass ich am besten ein Dissident bleibe, der in Vorträgen gegen die Sowjetunion Stellung bezieht. Diesen billigen Erfolg will ich nicht.“

Seine integre Haltung half dem Schriftsteller nicht. Er wurde 1981 wie sein Freund Lew Kopelew vom Breschnjew-Regime ausgebürgert. Begründung: er habe das Prestige des sowjetischen Staates untergraben. Das Foul-Spiel der Noch-Supermacht UdSSR brachte ihn seelisch nicht aus dem Gleichgewicht. Er reiste mit seiner Familie in die USA, wo ihn russische Taxifahrer gleich erkannten und erfreut begrüßten.

In Amerika gefiel es ihm. Kein Wunder, er wurde in attraktive Orte eingeladen. An der Elite-Universität Princeton las er russische Literatur. „Ich hatte es dort leichter als in Deutschland,“ sagte er später. „Ich war in den USA bekannter als in Europa und hätte deshalb gutes Geld verdienen können.“ Doch Frau und Tochter zog es nach München zurück, und im Englischen Garten der bayerischen Metropole begann seine nächste große Geschichte.

In einem neuen Roman ließ Wladimir Woinowitsch den im deutschen Exil lebenden russischen Schriftsteller und Dissidenten Viktor Karzew (die Ähnlichkeit mit Woinowitsch war unverkennbar) mit einer Zeit-Maschine in das Moskau des Jahres 2042 fliegen. Was er dort entdeckte, kam ihm merkwürdig, aber auch vertraut vor.

Der „Genialissimus“ des Sowjetreichs kreiste in einem Satelliten um die Erde und überwacht aus dem Orbit seine Bürger. Die traditionelle Klopapier-Knappheit war beseitigt. Die Schriftsteller durften schreiben, was sie wollen – allerdings nur in Gedanken. Papier bekamen sie nicht. Es herrschte der „wahre Kommunismus“.

Ein anderer Held dieses Romans, ein russischer Schriftsteller und Dissident namens Sim Karnawalow nutzte ebenfalls die technischen Errungenschaften des Westens, den er ansonsten als dekadent verachtete. Der Mann ist unschwer als Alexander Solschenizyn zu erkennen. Er hatte sich für 60 Jahre kryonisieren (einfrieren) lassen, um aus seinem amerikanischen Exil ebenfalls mit einer Zeit-Maschine in das Moskau des Jahres 2042 zu fliegen. Dort wollte er sein Volk aus den Klauen des Kommunismus befreien, es gleichzeitig vor der westlichen Demokratie bewahren und ein neues christliches Russland aufbauen.

„Moskau 2042“ erschien 1986, zuerst in Amerika. Die Book Review der New York Times feierte Woinowitsch als einen außergewöhnlichen, phantastischen Schriftsteller und adelte ihn mit dem Titel „Doyen der Satiriker des 20. Jahrhunderts“.

Wohl klingende Titel wusste auch Joseph Stalin zu vergeben, allerdings mit Hintergedanken. Der Diktator liebte es, Schriftsteller als „Ingenieure der menschlichen Seelen“ zu bezeichnen. Das klang gefühlvoller als „Propagandisten der kommunistischen Idee“, meinte aber das Gleiche. Diese Spezies, die im sowjetischen Schriftstellerverband parteitragend das Sagen hatte, knöpfte sich Wladimir Woinowitsch in seiner Erzählung „Schapka“, zu Deutsch „Die Mütze“ vor.

Dazu schuf der Autor den Schriftsteller Jefim Rachlin, einen braven Ingenieur der menschlichen Seelen. Er schrieb nur über gute Menschen, betätigte sich positiv in der Sowjetgesellschaft

und hielt sich deshalb längst reif für besondere Anerkennungen. Die konnte man durchaus bekommen, denn für verdiente Mitglieder hatte der Schriftstellerverband eine besonders exquisite Form der Ehrung ausgeklügelt. Je nach Bedeutung vergab er Mützen unterschiedlicher Qualität.

Oberste Kategorie war Rentier, dann folgte Bisam, ganz unten rangierte Kaninchen. Und – Sie ahnen es - genau mit einer Mütze dieser Kategorie wurde Jefim Rachlin ausgezeichnet. Aber selbst dieses Fell wurde ihm nicht zuteil. Wie sich herausstellte, hatte die Inventur die Mütze unter „Hauskatze, mittelflauschig“ registriert. Der linientreue Rachlin war in den Grundfesten seiner Gesinnung erschüttert und fast bereit, Dissident zu werden.

Erschüttert in ihren Grundfesten war längst die gesamte Sowjetunion. Gorbatschows radikales Reformprogramm mit „Glasnost“ und „Perestroika“ zeitigte unterschiedliche Ergebnisse. Während die sozialistische Planwirtschaft nun endgültig den Bach hinunterging, wirkten Kunst und Kultur plötzlich wie befreit. Nicht völlig, aber beachtlich. So kam die Satire „Schapka“ ins Theater. Das Bühnenbild wurde vom Maler Boris Birger geschaffen, der wie sein Freund Woinowitsch vor wenigen Jahren noch wie ein Staatsfeind behandelt worden war.

Es ging weiter, viel weiter. 1990 erhielt Wladimir Woinowitsch seine Staatsbürgerschaft zurück. Ein Jahr später ging die einstige rote Supermacht UdSSR endgültig unter. Aus den ehemaligen Sowjetrepubliken wurden eigenständige Staaten.

Der Schriftsteller Woinowitsch war nun im eigenen Land völlig anerkannt. Er pendelte zwischen Moskau und München hin und her, bis er sich schließlich dauerhaft in seiner russischen Heimat niederließ. Da sich um ihn herum so vieles veränderte, begab sich auch Wladimir Woinowitsch auf Neuland. Er entdeckte für sich die Malkunst und fand auch auf diesem Feld Anerkennung, wie sich auf Ausstellungen zeigte.

Seine enorme Produktivität löste in seiner Familie eine gewisse Besorgnis aus. Sie lud einen Psychotherapeuten ein. Das Ergebnis des Besuchs war überraschend, aber nicht für Wladimir Woinowitsch. Der Therapeut kaufte ihm gleich mehrere Bilder ab.

Die Leidenschaft für das Malen ließ seine literarische Einfallskraft nicht verkümmern. Um die Jahrtausendwende brachte er ein Buch heraus, das sein Verlag als sein vielleicht reifstes Werk ankündigte. Monumentalnaja Propaganda hieß es auf Russisch. In Deutschland erschien es unter dem Titel „Aglaja Rewkinas letzte Liebe“, eine Satire auf verbohrte Ideologie.

Es ging um die leidenschaftliche Liebe einer glühenden Bolschewikin zu Stalin. Zwei Sternstunden hatte ihr das Leben beschert. Die erste war die Einweihung des Stalindenkmals, das trotz größter finanzieller Nöte auf ihre Initiative hin in ihrem Ort aufgestellt wurde. Die zweite schlug ihr mit der Sprengung einer Fabrik vor den heranrückenden deutschen Truppen. Unter Zeitdruck hatte sie ihren Mann gleich mit in die Luft gejagt. „Die Heimat wird dich nicht vergessen“, hatte sie ihm noch zugerufen, bevor sie den Auslöser betätigte.

Nun richtete sich ihre ganze Liebe auf Stalin. Als nach dessen Tod die Spuren seines Personenkults im ganzen Land beseitigt wurden, rettete sie das örtliche Monument des großen Führers und brachte es in ihrem Zimmer in Sicherheit. Was sich der Autor als groteske Retroperspektive ausgedacht hatte, entpuppte sich während des Schreibens mehr und mehr als aktuelle politische Realität.

Nichtsdestotrotz erhielt Wladimir Woinowitsch 2001 von Präsident Putin den Staatspreis der russischen Föderation. Ein Jahr später wurde er für bürgerlichen Mut mit dem Sacharow-Preis ausgezeichnet. Aber Woinowitsch wäre nicht Woinowitsch, wenn er nicht bei „denen oben“ und der Mehrheitsmeinung aneckte.

Alexander Solschenizyn, der nach seiner Rückkehr aus dem Exil nun in Russland wegen seiner nationalistisch-religiösen Ansichten von Führung und Volk hofiert wurde, ging Wladimir Woinowitsch gehörig auf die Nerven. Das brachte er in seinem Buch „Portret na fone mifa“, zu Deutsch „Portrait vor dem Hintergrund eines Mythos“ unmissverständlich zum Ausdruck, was ihm heftige Kritik eintrug. Pietätloser Umgang mit dem „Klassiker“ wurde ihm vorgeworfen.

Gegenwind erprobt, übte sich Wladimir Woinowitsch nicht in ängstlicher Zurückhaltung. Wie früher, als es für ihn noch weit gefährlicher war, nahm er kein Blatt vor den Mund, wenn es um Rechtmäßigkeit und Wahrheit ging. Die Annexion der Krim und die militärische Intervention in der Ost-Ukraine verurteilte er aller Propaganda der Medien zum Trotz mit scharfen Worten.

Allerdings, die weitaus größte Mehrheit der russischen Medien hütet sich, seine Kritik zu verbreiten. Lediglich bei dem kleinen, tapferen Radio-Sender „Echo Moskwé“ und der ebenfalls schwächtigen Fernsehstation „TV Doshd“ sowie der Zeitung „Nowaja Gasjeta“ hat er eine Chance, seine Meinung unter die Leute zu bringen.

Verfolgt vom Staat wird er allerdings nicht, wie er sagt. Ihn schützen, so Woinowitsch, seine Bekanntheit und sein inzwischen stattliches Alter. Die Obrigkeit zeige sich deshalb so großmütig, weil sie davon ausgehen könne, dass sich der Fall bald von selbst löse, biologisch. So findet Wladimir Woinowitsch in Moskau immer noch einen Verlag, der seine Werke druckt. Und seine Bücher sind keine Ladenhüter. Sie werden reichlich gekauft und mit Vergnügen gelesen, was man gut verstehen kann.

Es war und bleibt eine Freude, Woinowitsch zu lesen. Der Genuss hat über all die Jahrzehnte nicht nachgelassen. Probieren Sie es selbst. Wenn Sie noch nicht getan haben, lesen Sie „Die

denkwürdigen Abenteuer des Soldaten Iwan Tschonkin“ und anschließend „Moskau 2042“ und schließlich sein letztes Buch „Malinowyj Pelikan“, zu Deutsch „Der Purpurrosa Pelikan“.

Alle diese Werke haben nichts von ihrer Aktualität und Universalität verloren. Sie richten heute wie in Zukunft an jedwede Obrigkeit oder Diktatur auf unserem Globus die Botschaft, sich nicht zu Lasten der Bürger zu überschätzen.

Das Lew Kopelew Forum betrachtet die Lebensleistung von Wladimir Woinowitsch nicht nur als herausragend, sondern auch als vorbildlich – seine vorzügliche Literatur ebenso wie seine Zivilcourage, Menschlichkeit und Wahrhaftigkeit. Aus diesen Gründen erhält er den nach seinem Freund Lew Kopelew benannten „Preis für Frieden und Menschenrechte“. Unseren Patron würde es sehr freuen.

Zwei Deutsche Botschafter in Moskau waren Wladimir Woinowitsch in kritischen Tagen sehr nahe: Andreas Meyer-Landrut und Hans-Georg Wieck. Beide lassen es sich nicht nehmen, dem Preisträger über Grußworte zu gratulieren. Hans-Georg Wieck werden Sie gleich nach mir hören. Andreas Meyer-Landrut kann wegen einer anderen Verpflichtung hier und heute nicht dabei sein. Er hat mich gebeten, an seiner Stelle sein Grußwort zu verlesen, was ich mit Freude tue.